

## Lyrik fürs Anthropozän: Die ‚Naturgedichte‘ von Richard Pietraß

Axel Goodbody

[Prepublication manuscript for *Park: Zeitschrift für neue Literatur* 66 (2013), 97-100.]

Offiziell ist er noch nicht, denn bei einer neuerlichen Abstimmung der Internationalen Kommission der Stratigraphen wurde die Entscheidung vertagt. Aber der vom niederländischen Atmosphärenforscher und Nobelpreisträger Paul Crutzen vor zehn Jahren ins Spiel gebrachte Begriff des ‚Anthropozäns‘ findet immer weitere Verbreitung. Damit wird ausgedrückt, dass wir ein neues erdgeschichtliches Zeitalter angetreten haben, das das seit Ende der Eiszeit vor 10 000 Jahren andauernde Holozän ablöst – ein Zeitalter, in dem der Mensch einen bestimmenden Einfluss auf die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse auf der Erde erlangt hat. Artenverlust und Klimawandel sind die äußerlichen Zeichen des vom Menschen langfristig veränderten Planeten, für dessen Gestaltung wir ab jetzt wohl oder übel Verantwortung übernehmen müssen. Die Sichtweise des Anthropozäns erfordert deshalb ein neues Weltbild, in dem Natur mit Kultur und Technik verwoben ist. Im Berliner Haus der Kulturen der Welt läuft gegenwärtig ein transdisziplinäres Anthropozän-Projekt, das mit wissenschaftlichen und künstlerischen Mitteln den mit diesem Konzept verbundenen neuen Positionierungen des „Menschlichen“ nachspürt, und zu einer öffentlichen Diskussion über unseren Umgang mit der nichtmenschlichen Umwelt anregen will. An der für künftige Generationen lebenswichtigen Aufgabe der Bewusstmachung der Risiken, die unserer Lebensweise innewohnen, und der Artikulation von anderen Möglichkeiten arbeiten aber schon spätestens seit der Romantik die Literatur, und vor allem die Lyrik. „Fortschritt heißt: das Bunte schwindet“, lesen wir bei Richard Pietraß, der seit über drei Jahrzehnten auch dabei ist, mit Gedichten, die das Selbstverständnis des homo technicus in Frage stellen und die Verflechtung des menschlichen Lebens im Netz vielfältiger ökologischer Beziehungen und gegenseitiger Abhängigkeiten hervorheben.

Fünf Bände Lyrik hat Pietraß veröffentlicht, drei zu DDR-Zeiten, zwei seit der Wende, dazu diverse kleinere Hefte mit Gedichtzyklen, und zwei wichtige Essays, ‚Vom Vergehen der Arten‘ und ‚Die verwundete Riesin. Bedrohte Natur im deutschsprachigen Gedicht des 20. Jahrhunderts‘. Nun liegen seine gesammelten Naturgedichte unter dem Titel *Wandelstern* vor und laden zur erneuten Lektüre sowie zur Bilanzziehung ein. Der schön aufgemachte und mit faszinierenden Kupferstichen von Baldwin Zettl illustrierte Band enthält sechzig zwischen 1979 und 2006 geschriebene Gedichte in lockerer chronologischer Abfolge. Wenn man sie liest, wird einem bewusst, welche gedankliche und ästhetische Möglichkeiten abseits vom didaktischen Impuls einer besserwisserisch-abkanzelnden Öko- oder Umweltlyrik bestehen. Crutzen setzt den Anfang des Anthropozäns um 1800 an, schreibt aber vom Einsatz einer neuen Phase in den 1980er Jahren. Aus dieser Zeit stammen auch ausgesprochene Warngedichte von Pietraß – etwa ‚Lauffeuer‘, wo gefragt wird, ob es nicht schon zu spät zur Umkehr ist, und ‚Spielball‘, über grosstechnische Lösungsversuche für Umweltprobleme. An deutlichen Worten fehlt es hier nicht, wird doch häufig über Umweltverschmutzung, Zerstörung von Landschaften und Artenverlust geklagt. Apokalyptische Bilder und das Motiv der Rache der Natur findet man in Texten wie ‚Die Schattenalge‘ und ‚Die Überlebende‘, die von der damaligen Gefahr eines nuklearen Schlagabtauschs zeugen.

Daneben schöpfen aber viele andere Gedichte aus der großen Tradition der Naturlyrik des zwanzigsten Jahrhunderts, indem sie explizit oder versteckt an Zeilen von Rilke, Loerke, Brecht, Huchel und anderen Erneuerern der romantischen Tradition anspielen. Vom Auftakt ‚Freitisch‘ (1980) bis zum Schlussgedicht ‚Brockenweihnacht‘ (2006) erinnert sich der Dichter an Begegnungen mit der Natur als Momente eines intensiv gespürten körperlich-sinnlichen Wohlseins. Meist ist er allein, manchmal aber auch in Begleitung von Freunden oder der Geliebten. „Die Stille kroch uns bis ins Herz“: Bewunderung der Schönheit der Natur und Dankbarkeit für das Beschenktwerden des am Freitisch des „Grünen Herrn“ Genießenden sprechen aus diesen Versen. Es überraschen dabei immer wieder Bilder, Komposita und Wendungen, die unerwartete Einsichten vermitteln. Die Neigung des Dichters zur Melancholie wird auch durch ironische Wortspiele und Freude an Lautmalerei sowie der spielerischen Handhabung von mit Metrik, Reim und strengen Formen aufgehoben. Diese Gedichte wollen laut vorgelesen werden, um ihre volle Wirkung zu entfalten.

Das Grundthema des Ineinanders von Mensch und Natur bzw. von Natur und Zivilisation findet einerseits Ausdruck in Gedichten, die über Umweltverschmutzung und –zerstörung klagen, und Betroffenheit über den so oft gewaltsam-tödlichen Umgang mit Tieren äußern. Andererseits drücken sie aber auch Bewunderung der Selbstbehauptungskraft von Vögeln und Bäumen, und Einfühlung in ihr Leben aus, und spüren Parallelen mit dem menschlichen Leben in ihrem Schicksal nach. In einer Reihe von Gedichten wird die Situation im Zoo angesprochen, wobei die Feststellung von Gemeinsamkeiten des menschlichen Lebens mit dem tierischen überwiegt: Tiger sind „triste Streifenbrüder“. Tiere und Pflanzen werden anthropomorphisiert, während das Körperlich-Natürliche am Menschen hervorgehoben wird. Sogar das Zivilisatorische kann als Tier erscheinen, etwa im Haiku: „Im Kriechspurfenster/ Der Lastzug rosiger Rüssel/ ins Maigrün gereckt.“

Der Mensch mag eine unbedeutende Stellung im großen Gefüge der Natur einnehmen, aber das ist kein Grund zur Verzweiflung, sondern zur Feier seines Daseins: „Wir kommen von nichts. Wir gehen ins nichts:/ Staub, der sich an Staub rieb./ Vorher nichts. Nachher nichts./ Inzwischen hab ich dich lieb.“ Eine ähnliche Botschaft vermittelt der aus Staub bestehende, sich im Flug verzehrende Komet im Titelgedicht ‚Wandelstern‘, der, im Nachthimmel als „eisiges/ Reiskorn im Milchbart Gottes./ Eintagsfliege/ seiner zeitlosen Weile“ apostrophiert, dennoch „Erleuchtung“ spendet. Wie es bei Gedichten so ist, geben diese Verse manches Rätsel auf. Ihre verknappte Sprache erfordert genaues Lesen. Aber sie werden geduldige Leser mit ihren neuen, einleuchtenden Bildern beglücken. Wie es im Gedicht ‚Bodenlos‘ heißt, warten sie geduldig auf Leser wie die geflügelten Samen im Versteck der Kiefernzapfen. Die Verschwisterung mit den Schwalben, die Pietraß im Gedicht ‚Brückenkopf‘ angesichts ihres berückenden Flugs spürt, und seine Einfühlung in das Anderssein der Pflanzen und Tiere entwickeln das Modell eines alternativen Umgangs mit der Mitwelt. Mit seiner Poetik der Interdependenz und Koexistenz übt er in ein brüderlich-schwesterliches Verhältnis zur Natur ein, das der Menschheit im Anthropozän nur zugute kommen kann.